
Oliver Kann, Karten des Krieges. Deutsche Kartographie und Raumwissen im Ersten Weltkrieg, Paderborn [u.a.]: Schöningh 2020, VIII, 346 S., EUR 98,00 [ISBN 978-3-506-70312-5]

Besprochen von **Christoph Nübel**: Potsdam, E-Mail: Christoph1Nuebel@bundeswehr.org

<https://doi.org/10.1515/mgzs-2021-0074>

So wie Krieg und Gelände notwendig aufeinander verweisen, gehören Krieg und Karten in der Neuzeit untrennbar zusammen. Die an der Universität Erfurt angenommene Dissertation zu den »Karten des Krieges« geht den vielschichtigen Verbindungen zwischen Krieg, Räumen und Raumrepräsentationen nach. Tatsächlich ist zur Herstellung und militärischen Verwendung von Karten im Ersten Weltkrieg bislang nur wenig geforscht worden. Die Studie zeigt, dass sich mit dieser Perspektive auf die räumliche Dimension der Geschichte weiterführende Erkenntnisse generieren lassen. Angelehnt an die Arbeiten Edward Sojas und Henri Lefebvres legt Oliver Kann seiner Arbeit einen konstruktivistischen Raumbegriff zugrunde. Das erweist sich als ein klug gewählter Ansatz, lässt sich so die historiografisch oftmals eher unergiebigste Frage, ob Karten nun tatsächlich ein korrektes Bild der räumlichen Gegebenheiten lieferten, zugunsten der Analyse der Produktions- und Nutzungsbedingungen in den Hintergrund rücken. Karten, so Kanns auch in der Forschung weithin akzeptierte Annahme, basieren auf Raumwahrnehmungen und können Räume zugleich hervorbringen und ordnen. Damit ist der Weg eröffnet, Karten in ihrem soziokulturellen Kontext zu verorten.

Die Arbeit hat sich vorgenommen zu untersuchen, wie Karten hergestellt wurden, wie sie sich veränderten und in welchen Kontexten sie Verwendung fanden. Diese Fragen werden in drei Abschnitten diskutiert, die um die Entwicklung der Kartografie bis 1914, der Kartennutzung an der Westfront sowie in der Heimat kreisen. Um seinen Gegenstand zu strukturieren, fokussiert Kann auf die Ebenen Akteure, Wissen und Praktiken. Ihm geht es darum, Kartenproduzenten

und -nutzer, die Verbreitung von »Raumwissen« und den Umgang mit Karten zu analysieren. Dabei behandelt er, darauf ist angesichts des föderalen deutschen Staatsaufbaus hinzuweisen, wesentlich die Landesaufnahme Preußens und die preußische Armee. War Preußen im Kaiserreich zweifellos der dominierende Staat, unterhielten Bayern, Sachsen und Württemberg eigene Landesaufnahmen und eigene Streitkräfte, in denen trotz zahlreicher Vereinheitlichungsmaßnahmen Eigenwege und eigene Traditionen fortbestanden. Ein gesamtdeutsches Vermessungswesen gab es bis 1918 ebenso wenig wie ein völlig einheitliches Heerwesen.

Im ersten Kapitel wird gezeigt, dass die Kartenproduktion während des 19. Jahrhunderts ganz wesentlich militärisch geprägt war. Der Preußische Generalstab (der den »Feldherrn« keineswegs »ersetzte«, S. 60) verfügte über eine trigonometrische und topografische Abteilung, in der künftige Generalstabsoffiziere drei Jahre Dienst taten. 1875 wurde die Königlich Preußische Landesaufnahme geschaffen, die sich zur zentralen Institution der Vermessung entwickelte und die Kann als »Instrument« des Generalstabes charakterisiert (S. 82). Ihre militärische Bedeutung wird nicht zuletzt daran deutlich, dass sie aus den genannten Abteilungen des Generalstabes hervorging und von einem Generalmajor geleitet wurde. Gezeigt wird, wie sich die Triangulation und Topografie entwickelten, wobei wieder der besondere Einfluss militärischer Bedürfnisse deutlich wird, so zum Beispiel in der Gestaltung der Höhenzüge oder der verzeichneten Infrastrukturen. Die bis 1914 am weitesten verbreitete »Karte des Deutschen Reiches« im Maßstab 1:100 000 folgte ganz wesentlich diesen Vorgaben und symbolisierte zugleich die 1871 gewonnene nationale Einheit.

Gleichwohl, das zeigt Kann in diesem Kapitel, erodierte der militärische Primat. Verlage wie Velhagen und Klasing oder Perthes produzierten ebenfalls Karten, vor allem für wirtschaftliche, kulturelle oder schulische Zwecke. Diese Zivilisierung des Kartenwesens bedeutete jedoch keineswegs, dass das Militär nicht auch daraus Nutzen zog, denn die Verbreitung der mittlerweile erschwinglichen Karten, zumal im Bildungswesen, bedeutete, dass zukünftige Rekruten bereits geografisches Vorwissen mitbrachten. Hier wäre es jedoch weiterführender gewesen, von einer gesamtgesellschaftlichen »Bellifizierung« auszugehen, anstatt die veraltete Militarisierungsthese mit ihrer zu kurz greifenden Annahme aufzuwärmen, sinistre Militärs hätten eine ahnungslose Bevölkerung vor ihren kriegesischen Karren gespannt. Richtig ist vor diesem Hintergrund allerdings die Prämisse des Autors, keine Trennung zwischen militärischen und anderen Karten vorzunehmen.

Am Beispiel der Westfront zeigt das zweite Kapitel, wie sehr der Erste Weltkrieg neue Wege der Kartografie erzwang – vor allem, so lautet ein zentraler Befund, weil der Krieg im Frieden (auch) auf diesem Gebiet völlig unzureichend

vorbereitet worden war. Die deutschen Karten der Operationsgebiete in Belgien und Frankreich basierten auf unterschiedlichsten Werken dieser Staaten, da man in fremden Gebieten zu Friedenszeiten schlechterdings keine eigenen Vermesser einsetzen konnte. Diese Karten waren teilweise bereits veraltet und ließen sich schlecht in das deutsche Maßstabs- und Symbolsystem übertragen. Zu einigen Regionen wie der Champagne, die nach 1914 zum Kriegsschauplatz werden sollte, lagen keine Karten vor. Überhaupt waren zu wenige Karten vorhanden, sodass sich Offiziere etwa mit Reiseführern behelfen mussten und Karten unmittelbar nach der Besetzung vor Ort requiriert wurden. Die vorhandenen deutschen Karten waren von Maßstab und Informationsgehalt ganz auf den weiträumigen Bewegungskrieg ausgerichtet, wie man ihn vom Krieg 1870/71 her kannte (der keineswegs hauptsächlich ein »Festungskrieg«, S. 90, gewesen war). Von einigen wichtigen Garnisonen und Festungen des westlichen Kriegsschauplatzes lagen indes Karten im Maßstab 1:25000 vor – der im Stellungskrieg auf taktischer Ebene zur Norm werden sollte.

Nach einer Zeit der Improvisation, in der man Karten teilweise dezentral auf Armeeebene herstellte, wurde 1915 das Kriegsvermessungswesen unter Major Siegfried Boelcke geschaffen. Es erreichte eine zunehmende Vereinheitlichung. Vermessungsabteilungen begannen damit, die Armeebereiche unter den erschwerten Bedingungen des Krieges zu kartieren. Fehlendes Personal und Material wirkten sich dabei ebenso hemmend aus wie die Tatsache, dass die Arbeit im Frontbereich möglichst unauffällig zu geschehen hatte. Dank neuer Techniken wie der Fliegerfotografie oder des Raumbildmessverfahrens gelang es allerdings, aktualisierte Karten des Kriegsgebiets bereitzustellen. Da sich aber das Gelände auf taktischer Ebene beispielsweise durch Stellungsbau oder Artillerietätigkeit ständig veränderte, glichen Karten im großen Maßstab einer »Momentaufnahme« (S. 136), die teilweise täglich aktualisiert wurde. Der Bedarf an sauber vermessenen Darstellungen war vor allem bei der Artillerie groß, die ganz wesentlich nach Karte schoss.

Der Stellungskrieg brachte eine ganze Reihe von Sonderkarten hervor, die etwa häufig beschossene Räume, eingesehene Gebiete oder (die von Kann nicht behandelte) geologische Beschaffenheit eines Raumes verzeichneten. Wie wurden sie genutzt? Kann betont wiederholt, dass vor allem die Generalstabskarten eine große »Autorität« besessen hätten und trotz ihrer Mängel unhinterfragt genutzt worden seien. Sie hätten sogar die Operationsplanung maßgeblich beeinflusst (S. 99, 151). So plausibel diese These ist, wird sie jedoch nicht ausreichend belegt. Hilfreich wäre es dafür gewesen, Beispiele aus der Kartennutzung in den Stäben heranzuziehen, die sich nicht nur in den Akten finden, sondern auch in den Tagebüchern der militärischen Entscheidungsträger oder – nach dem Krieg – in den Militärfachzeitschriften.

Im dritten Kapitel geht es um die Karten an der »Heimatfront«, deren Stellenwert anhand der Schulgeografie und populären Kriegsatlantanten untersucht wird. Wie Vertreter anderer Disziplinen auch, erkannten Geografen im Krieg die Gelegenheit, ihren nationalen Nutzen unter Beweis zu stellen und damit nicht zuletzt Anerkennung und Ressourcen zu generieren. Geografisches Wissen wurde in Schulen maßgeblich über Karten vermittelt. Sie waren in Friedenszeiten jedoch weniger militarisiert, als Kann vermutet. Das änderte sich freilich 1914. Geografische Fachjournale brachten eine ganze Reihe von Handreichungen, die es den Lehrerinnen und Lehrern ermöglichen sollten, das vorhandene Interesse an den Kriegseignissen für den Unterricht nutzbar zu machen. Dazu schlugen sie Geländebegehungen oder Besprechungen der Kriegslage anhand von Karten vor, die Kann als »Imitation militärischer Praktiken« (S. 228) analysiert. Da die meisten der dieser Analyse zugrundegelegten Veröffentlichungen aus den ersten Kriegsjahren stammen, muss offenbleiben, ob und wie sich die Unterrichtsvorschläge in der zweiten Kriegshälfte veränderten. Es steht zu vermuten, dass sich die anfängliche Euphorie im Zeichen des Abnutzungs- und Hungerkrieges rasch abkühlte.

Kann arbeitet heraus, dass ihre scheinbare Objektivität Karten zu gleichsam idealen Mitteln der Propaganda machte. Sprachenkarten etwa ermöglichten es annexionistisch gestimmten Bevölkerungskreisen, Ansprüche auf als »deutsch« ausgewiesene Räume zu erheben. Mithilfe der Karte war es auch möglich, das Bild des Verteidigungskrieges zu bestätigen. Es greift allerdings zu kurz, darin einen »Missbrauch« oder eine »Manipulation« (S. 198, 252) zu erblicken. Die neuere Forschung hat darauf hingewiesen, dass Propaganda nicht einem Top-Down-Prozess glich, sondern ein Diskursfeld war, in dem zahlreiche Akteure (wie eben die Geografen) ihre Sichtweisen auf den Krieg verbreiteten und dabei eigene Interessen verfolgten. Ob diese Sinnstiftungsangebote angenommen wurden, steht noch auf einem anderen Blatt.

Für seine Studie hat Kann zahlreiche wichtige Veröffentlichungen zusammengetragen, vermisst werden allerdings zentrale Publikationen wie der »Leitfaden für den Unterricht in der Feldkunde [...] auf den Königlichen Kriegsschulen« (15. Aufl. 1913) und weitere Ausbildungsschriften, die über die Kartennutzung und Ausbildung mit und an Karten vor und während des Kriegs Auskunft geben. Auffällig ist, dass die archivalischen Quellen teils eher illustrativ als analytisch genutzt werden und sich die Darstellung streckenweise auf die Literatur – teilweise aus der Feder Boelckes – stützt. Hier wäre es hilfreich gewesen, den Blick auf die Bayern und Württemberger zu weiten, deren Archive – anders als das preußische – keine empfindlichen Lücken aufweisen. Sehr willkommen ist dagegen der üppige Anhang, in dem zahlreiche der im Text analysierten Karten in Farbe abgedruckt sind.

Nun wird eine Dissertation es kaum vermögen, sämtliche Aspekte der »Karten des Krieges« auszuleuchten. Im vorliegenden Band findet sich viel über Kartenherstellung und -distribution, den Wandel der Karten im Krieg und deren Nutzung im Schulunterricht. Mit diesem profunden Wissen ausgestattet, lassen sich weitere Desiderate in den Blick nehmen, die Rolle von Karten in der militärischen Ausbildung etwa, die Rolle der Nachrichtendienste bei Wissenssammlung und -transfer sowie der Stellenwert von Karten an anderen Fronten. Das von Kann in Angriff genommene Thema ist noch lange nicht ausgeforscht.